

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 35 (1931-1932)

Heft: 2

Artikel: Einer Mutter Sohn [Fortsetzung]

Autor: Viebig, Clara

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXV. Jahrgang

Zürich, 15. Oktober 1931

Heft 2

Reiche Ernte.

Die Garben sind schon reif zum Binden.
Die Teiche liegen kühl und klar.
In dunstverhüllten Ackergründen
Entzündet sich ein reiches Jahr.

Weh' deine Sensen, seg' die Tenne!
Der Sommer flieht schon wälderwärts.
Schür' deine Herzglut, daß sie brenne,
Der Winter naht, mein Sommerherz.

Dein Haus ist groß. Die Speicher tragen.
Du baustest alles hoch und breit.
Dum wärm' dich, Herz, in diesen Tagen
An deiner reichen Erntezeit.

Denn ist die Garbentracht geschnitten
Und eingehemist von brauner Hand,
Rütteln die Winde die Wipfel und schüttfen
Rostrote Blätter auf dein Land.

Dann kommt der Herbst herab vom Hügel
Und reift, reift sonder Rast
Und ist davon, eh' du der Bügel
Goldblüten aufgezrunken hast.

Max Fleischer.

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Biebig.

(Fortsetzung.)

3

Der Gemeindevorsteher des kleinen Bendorfs war einigermaßen verwundert und verlegen, als so feine Herrschaften bei ihm vorfuhrten und ihn zu sprechen wünschten. Durch die Fauche seines Hofs, die ihm bis an die Knie spritzte, ging er ihnen entgegen. Er wußte nicht, wo er sie hineinführen sollte, denn drinnen waren die Ferkel und das Kälbchen, und die alte Sau wälzte sich vor der Tür.

So gingen sie mit ihm auf der stillen Dorfstraße, von der die wenigen Gehöfte noch abseits liegen, auf und ab, während der Wagen langsam in tief ausgefahrenen Geleisen hinter ihnen dreinholsperte.

Räte war blaß, ihren Augen sah man's an, daß sie wenig Schlaf gefunden hatten. Jedoch sie lächelte, und eine erwartungsvoll-freudige Spannung war in ihren Zügen, sprach aus ihrem Schritt; immer war sie den andern ein wenig vorauf.

Schliebens Gesicht war sehr ernst. War es nicht eine große Unbedachtsamkeit, eine grenzenlose Übereilung, die er jetzt beging, seiner Frau zuliebe?! Wenn es nicht zum Guten ausschlug?!

Es war eine böse Nacht gewesen. Seltsam stumm und wie geistesabwesend hatte er gestern Räte von der Baraque nach Hause gebracht, sie hatte nichts gegessen, und, große Ermüdung vorgebend, sich früh zur Ruhe gelegt. Aber als er,

ein paar Stunden später, sein Lager auffsuchte, fand er sie noch nicht eingeschlafen. Sie saß aufrecht im Bett, ihr schönes Haar, das sie zur Nacht in zwei Zöpfe flocht, hing ihr lang herunter und gab ihr so das Aussehen einer ganz jungen Frau. Aus verstörten Augen sah sie ihn seltsam verlangend an, und dann schlängelte sie beide Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf zu sich herunter.

Sie war so eigentümlich gewesen, so weich und doch so heftig, er hatte sie besorgt gefragt, ob ihr etwas fehle, aber sie hatte nur den Kopf geschüttelt und ihn in stummer Liebkosung fest umfaßt.

Er glaubte sie endlich eingeschlafen — sie schlief auch, aber nur ganz kurze Zeit — da war sie mit lautem Schrei schon wieder erwacht: sie hatte geträumt, so lebhaft geträumt — oh, wenn er wüßte, was sie geträumt hatte! Geträumt — geträumt —! Sie seufzte und warf sich und lachte dann leise in sich hinein.

Er merkte wohl, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, das sie ihm gern sagen wollte, und das sie sich doch nicht recht zu sagen traute. So fragte er sie.

Da hatte sie es ihm denn gestanden, stockend, schüchtern und doch mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihn erschreckte: es war das Kind, an das sie immerfort dachte, immerfort denken mußte — ach, wenn sie das hätte! Das wollte sie haben, mußte sie haben! Die Frau hatte ja noch so viele Kinder, und sie — sie hatte keins! Und sie würde doch so glücklich mit ihm sein, ja, unsäglich glücklich!

Im Dunkel der Nacht, durch kein Wort von ihm unterbrochen, durch keine Bewegung — er hatte ganz still gelegen, fast wie gelähmt vor Überraschung, die doch nicht ganz eine Überraschung mehr war — hatte sie sich immer mehr gepeitert: was war ihr ganzes Leben? Eine immerwährende Sehnsucht! Alles, was er ihr an Liebe tat, konnte ihr doch das eine nicht ersetzen: ein Kind, ein Kind!

„Lieber, guter Mann, schlag's mir nicht ab! Mach' mich glücklich! So froh wird keine andre Mutter auf Erden sein — geliebter Mann, gib mir das Kind!“ Ihre Tränen floßten, ihre Arme umklammerten ihn, ihre Füße überschauerten sein Gesicht.

„Aber warum gerade dieses Kind?! Und so schnell entschlossen — das ist doch keine Kleinigkeit — man muß sich das erst sehr reiflich überlegen!“

Er hatte Einwendungen gemacht, Ausflüchte, aber sie hatte für alles schlagfertige Antworten bereit: was noch lange überlegen? Man würde doch zu keinem andern Resultat kommen! Und wie er nur denken konnte, daß die Frau das Kind vielleicht nicht geben würde? Wenn sie's nicht liebte, gab sie's gern, und wenn sie es liebte, würde sie es erst recht gern geben und Gott danken, es so gut versorgt zu wissen.

„Aber der Vater, der Vater, wer weiß, ob der damit einverstanden ist?“

„Ah, der Vater! Wenn die Mutter es gibt, der Vater sicherlich! Ein Brotesser weniger ist bei so armen Leuten immer ein Glück. Das arme Kind, es wird vielleicht sterben aus Mangel an Nahrung, während es bei uns so gut“ — sie unterbrach sich — „ist es nicht wie eine Fügung, daß gerade wir ins Bann kommen, gerade wir es finden müßten?“

Er fühlte, daß sie ihn beredete, und er sträubte sich innerlich dagegen: nein, wenn sie sich denn schon von ihrem Gefühl so fortreißen ließ — sie war eben eine Frau —, so mußte er doch, als Mann, den Verstand über das Gefühl setzen!

Und er hatte ihr alle Bedenken aufgezählt, wieder und wieder, und als Letztes ihr gesagt: „Du ahnst gar nicht, in welchen Zwiespalt du dich selber bringst! Wenn nun die Neigung, die du für das Kind zu empfinden glaubst, nicht standhält?! Wenn es sich dir nicht sympathisch entwickelt?! Bedenke, es ist und bleibt immer das angenommene Kind!“

Aber da war sie fast zornig aufgefahren: „Wie kannst du so etwas sagen?! Glaubst du, ich bin engherzig?! Eigen geboren oder angenommen, das ist ganz gleich, denn es wird mir angeboren durch die Erziehung. Ich werde es mir erziehen. Das „Ausdemselbenblutsein“ macht's doch nicht! Bloß weil ich's geboren habe, darum soll ich ein Kind lieben?! O nein! Ich liebe das Kind, weil — weil — nun, weil es so ganz auf mich angewiesen ist, weil es so klein ist, so unschuldig, weil es unendlich süß sein muß, wenn so ein hilfloses Geschöpfchen die Armchen nach einem ausstreckt!“ Und sie breitete die Arme aus und schloß sie dann an ihre Brust, als hielte sie so schon ein Kind am Herzen. „Du bist ein Mann, du verstehst das eben nicht. Aber du willst mich doch so gerne glücklich machen — mach' mich jetzt glücklich! Lieber, geliebter Mann, du wirst ja so rasch vergessen, daß er nicht unser Eigengeborener ist, es bald gar nicht anders mehr wissen. „Vater, Mutter“ wird er

zu uns sagen — und wir werden Vater und Mutter sein!"

Wenn sie recht hätte! Von einer seltsamen Empfindung durchrieselt, schwieg er. Und warum sollte sie nicht recht haben?! Ein Kind, das man vom ersten Lebensjahre an ganz auf seine Weise erzieht, das man vollständig auslöst aus den Verhältnissen, in denen es geboren worden ist, das nichts anders weiß, als daß es seiner jetzigen Eltern Kind ist, das da denken lernt mit ihrem Denken und fühlen mit ihrem Fühlen, das kann nichts Fremdes mehr haben. Das wird ein Teil des ureigensten Ichs, wird einem so lieb, so teuer, als hätte man's selber gezeugt!

Vor des Mannes Herzen stiegen Bilder auf, deren Anblick er nicht mehr erhofft, nicht mehr zu hoffen gewagt hatte. Er sah sein lächelndes Weib, auf dessen Schoß ein lächelndes Kind; er sah sich selber lächeln und fühlte einen nie gekannten Stolz bei dem kindlich-zärtlichen Pal- len: „Ba—ter!“ Ja, Räte hatte schon recht, alles, was man sonst Glück nennt, ist nichts gegen dieses Glück. Nur ein Vater, eine Mutter wissen, was Freude ist!

Er küßte seine Räte, und dieser Kuß war schon halbe Zustimmung, das hatte sie gefühlt.

„Läßt uns morgen hinfahren, morgen, gleich früh!“ bat sie, unterdrückten Jubel im Ton.

Er bemühte sich, gelassen zu bleiben: nein, erst mußte man die Sache, nach eigner, reiflicher Überlegung, in Berlin mit dem Anwalt und auch mit sonstigen Vertrauensleuten besprechen!

Darüber geriet sie außer sich; halb schmolzte sie, halb lachte sie ihn aus: war denn dies hier Geschäftssache? Was ging den Anwalt und andere Leute ihre tiefste, persönlichste Herzenssache an?! Niemand war darum zu befragen, niemand sollte sich da hineinmischen! Kein Mensch durfte ahnen, woher das Kindchen kam, von wem es abstammte! Sie, sie waren seine Eltern, sie kamen für es auf, sie waren sein Anfang und die Bürden für seine Zukunft — ihr Werk, ganz ihr Werk war dieses Kind!

„Morgen holen wir es gleich! Je eher es aus dem Schmutz und der Verkommenheit herauskommt, desto besser — nicht wahr, Paul?!“ Sie ließ ihn gar nicht mehr zu Worte kommen, sie überschüttete ihn in sprudelnder Lebendigkeit mit Plänen und Vorschlägen; und ihr Überschwang schwemmte seine Bedenken mit sich fort.

Man kann auch zu bedenkllich sein, zu übertrieben vorsichtig und sich so jede Lebensfreude verbittern, das sagte er sich. Was taten sie denn

Außergewöhnliches? Sie hoben nur etwas auf, was ihnen vor die Füße gelegt worden war; sie gehorchten so einem Wink des Schicksals. Und da waren wirklich auch gar keine Schwierigkeiten. Wenn sie's selber nicht verrieten, würde niemand die Herkunft des Kindes erfahren, und hier wiederum würde nicht groß Nachfrage nach dessen Verbleib sein. Es war ein namen-, ein heimatloses Etwas, das sie an sich nahmen und aus dem sie machten, was sie daraus machen wollten. Später, wenn man das Alter dazu hatte, adoptierte man dann den Kleinen in aller Form und legte so auch in Alten fest, was man im Herzen längst getan hatte. Jetzt galt es nur noch, den Gemeindevorsteher von Longsage aufzusuchen und mit seiner Unterstützung die Abtretung seitens der Eltern zu erlangen!

Als Schlieben zu einem Entschluß gekommen war, plagte ihn gleiche Unruhe wie seine Frau. Diese stöhnte: wenn es doch erst morgen wäre! Wenn ihr nun jemand zuvorkäme, wenn das Kind nicht mehr da wäre morgen?! Sie warf sich rastlos hin und her in Ungeduld und Bangigkeit. Aber auch Schlieben wälzte sich schlaflos von einer Seite zur andern. Ob das Kind auch gesund war?! Einen Augenblick überlegte er besorgt, ob es nicht geraten sei, den Badearzt von Spaa ins Vertrauen zu ziehen — der könnte mitfahren und den Kleinen vorerst untersuchen — aber dann verwarf er diesen Gedanken wieder: das Kind sah ja so kräftig aus! Er rieb sich die derben Fäustchen zurück, den klaren Blick der blauen Augen — auf nacktem Boden, bei Kälte und Wind, ohne Schutz hatte es gelegen — es mußte eine Kernnatur haben. Darüber konnte man ruhig sein. —

Es war noch sehr früh am Morgen gewesen, als das Ehepaar sich aufgerafft hatte — müde, wie zerstochen an allen Gliedern — aber von einer Art fröhlicher Entschlossenheit getrieben.

Räte lief im Hotelzimmer hin und her, so geschäftig, so freudig erregt wie jemand, der einen lieben Gast erwartet. Sie war so sicher, daß sie das Kind gleich mit herbringen würden. Jedenfalls wollte sie anfangen, die Koffer zu packen, denn wenn man das Kind hatte, dann nur nach Hause, so schnell als möglich nach Hause! „Das Hotel ist nichts für solch einen kleinen Liebling. Der mußte sein Kinderzimmer haben, einen freundlichen Raum mit geblümten Gardinen — nur dunkle nebenbei zum Vorziehen, um das Licht beim Schlafen zu dämpfen — sonst alles hell, leicht, lustig. Und

eine Babykommode muß darin stehen mit den vielen Fläschchen und Näpfchen, und sein Badewänuchen, sein Bettchen mit den weißen Mullvorhängen, hinter denen man ihn liegen sehen kann mit roten Bäckchen, die Fäustchen am Kopf, und fest schlummern!"

Sie war so jugendlich, so liebenswürdig in ihrer erwartungsvollen Freude, daß sie ihren Mann entzückte. Schien nicht der Sonnenschein, auf den er so lange vergeblich geharrt hatte, jetzt kommen zu wollen?! Er ging schon dem Kinde vorher, fiel heiter verklärend auf dessen Weg. —

Die Cheleute waren beide bewegt, als sie gen Longfahre fuhren. Einen bequemen Landauer mit schließbarem Verdeck hatten sie heute genommen statt des leichten Zweisitzers, in dem sie sonst ihre Touren zu machen pflegten. Es könnte auf dem Rückweg zu kalt für den Kleinen werden! Decken und Mäntel und Tücher waren eingepackt, eine ganze Auswahl.

Schlieben hatte sich mit seinen Papieren versehen; man würde wohl kaum einen Ausweis von ihm verlangen, aber der Sicherheit halber, um einer etwa dadurch entstehenden Verzögerung vorzubeugen, steckte er sie ein. Man hatte ihm den Gemeindevorsteher von Longfahre als einen ganz verständigen Mann genannt, so würde sich denn alles glatt abwickeln.

Wie die Ebereschen zu Seiten der Straße unter der herbstlichen Last roter Beeren ihre Kronen senkten, so senkten sich auch die Häupter der beiden Menschen unter einer Flut von hoffnungsvollen Gedanken. Rasch flogen die Bäumchen am rollenden Wagen vorbei, rasch alle Etappen des Lebens am bewegten Gemütt. Fünfzehn Ehejahre — lange Jahre, wenn man wartet — erst mit Zuversicht, dann mit Geduld, dann mit Zaghaftigkeit, dann mit Sehnsucht — mit Sehnsucht, die von Jahr zu Jahr heimlicher wird, und in der Heimlichkeit immer brennender! Nun war die Erfüllung nah, freilich anders, als liebende Gatten sie sich ausmalen; aber doch eine Erfüllung.

Unabweglich kam der Frau das alte Bibelwort in den Sinn: „Und als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn“ — oh, dieses Kind aus der Fremde, aus dem Unbekannten, aus dem Lande, das nicht Acker noch Früchte hat und nicht gesegnet ist mit reichen Ernten, dieses Kind war eine Gabe des Himmels, ein Geschenk seiner Güte! Sie beugte ihr Haupt wie gesegnet, des Dankes voll.

Und der Mann drückte leise die Hand seiner Frau, und sie erwiderte den Druck. Hand in Hand blieben sie sitzen. Sein Blick suchte den ihren, und sie errötete. Jetzt liebte sie ihn wieder wie im ersten Jahre ihrer jungen Ehe — nein, jetzt liebte sie ihn noch um vieles mehr, denn jetzt, jetzt schenkte er ihr das Glück ihres Lebens: das Kind!

Selig schweifte ihr Blick übers arme Vennland, das braun und öde schien und doch ein Märchenland war voll der herrlichsten Wunder.

„Hab' ich's nicht gewußt?!“ murmelte sie triumphierend und doch zusammenschauernd in einer fast abergläubischen Regung. „Ich hab's gefühlt — hier — hier!“

Sie konnte es kaum erwarten, bis sie das Vennendorf erreichten. Ach, wie lag das abseits aller Welt, so ganz vergessen! Und so arm! Aber die Armut schreckte sie nicht, und die aus der Armut entspringende Unsauberkeit auch nicht; sie nahm ihn ja jetzt mit fort von hier, brachte ihn in Kultur und Wohlleben, und daß er einmal auf nacktem Boden gelegen hatte statt in weichem Bettchen, das würde er nun und nimmer ahnen. Sie dachte an Moses: wie der gefunden worden war im Schilf des Nils, so hatte sie ihn gefunden im Gras des Venns — ob er ein großer Mann würde wie jener?! Wünsche, Gebete, Hoffnungen und hundert Gefühle, die sie früher nicht gekannt hatte, bewegten ihr Herz. —

Schlieben hatte Mühe, sich dem Gemeindevorsteher verständlich zu machen. Nicht daß der Mann ein Wallone gewesen wäre, der schlecht Deutsch verstand — Niklas Roherath aus dem Hause „Zur guten Hoffnung“, so genannt, weil man's, als das ansehnlichste des Dorfes, weit vom Venn her erblicken konnte, war gut deutsch — aber er begriff den Herrn nicht.

Was wollte der mit dem Jean-Pierre von der Lisa Solheid? Annehmen an Kindesstatt?! Ganz verdutzt sah er drein, und dann war er beleidigt: nein, wenn er auch ein simpler Bauer war, zum Narren halten ließ er sich von dem Herrn drum doch nicht!

Erst allmählich gelang es Schlieben, ihn von der Ernsthaftigkeit seiner Absicht zu überzeugen. Aber immer noch rieb der Alte bedenkllich das stopplige Kinn und sah misstrauisch auf die, die so hergeschickt kamen, in seine Einsamkeit. Erst als Räte, von der langen Auseinandersetzung ermüdet und gequält, ihn ungeduldig beim

Arm ergriff und ihm, fast gereizt und mit Hef-
tigkeit, ins Gesicht schrie: „So begreifen Sie
doch! Wir haben kein Kind, wir wollen aber
ein Kind — begreifen Sie's nun?!“ — da be-
griff er.

Kein Kind — o weh! Kein Kind — da weiß
man ja gar nicht, für was man lebt! Nun

keiner hier, die wußte manchen Tag nicht, wie
sie sich und ihre fünf Satt machen sollte. Früher,
als ihr Mann noch lebte —

Was, der Mann lebte nicht mehr?! Sie war
Witwe?! Wie befreit aufatmend unterbrach
Schlieben den Gemeindevorsteher. Er hatte,
wenn er auch nicht darüber gesprochen hatte,



Entgleister Disput.

Nach einem Gemälde von Hans Best.

nickte er verständnisvoll; und mitleidig auf die
Frau blickend, die so reich war, so fein angetan
und doch keine Kinder hatte, zeigte er sich viel
zugänglicher. Also der Jean-Pierre von der
Lisa Solheid hatte ihnen so gut gefallen, daß
sie sich den mitnehmen wollten bis nach Ber-
lin? Was der Jung für ein Glück hatte! Die
Lisa würde es gar nicht glauben wollen. Zu
gönnen war der's freilich, so arm wie die war

vor dem Vater beständig eine geheime Furcht
gehabt: wenn der nun ein Schnapstrinker wäre
oder sonst ein Tunichtgut?! Nun fiel ihm eine
Last von der Seele — der war tot, der konnte
nicht mehr schaden! Oder war er am Ende an
einer Krankheit gestorben, an einem zehrenden
Leiden, das sich auf Kinder und Kindesfänger
vererbt?! Schlieben hatte sagen hören, daß die
Nebel des Wuns und seine plötzlichen Tempe-

raturwechsel leicht der Lunge und dem Hals verderblich werden — dazu schwere Arbeit und schlechte Ernährung — der junge Mann war doch nicht etwa gar an der Schwindfucht gestorben? Angstlich forschte er.

Aber Niklas Rocherath lachte: nein, von einer Krankheit hatte der Michel Solheid zeitlebens nichts gewußt und war auch an keiner gestorben. Zu Verviers hatte er gearbeitet, in der Maschinenfabrik, schwarz beruht und nackt bis zum Gürtel; dem waren Kälte und Hitze ganz einerlei gewesen. Und alle Samstag war er herübergekommen von Verviers und war den Sonntag bei seiner Familie geblieben. Und es war Samstag vor Peter und Paul gewesen, jetzt etwas über ein Jahr her, da hatte der Michel von dem, was er in Überstunden verdient hatte, seiner Frau eine Speckseite gekauft und ein oder zwei Pfund Kaffee, denn —

„Ihr müßt wissen, Hähr, dat is hier viel zu teuer für uns un über der Grenz viel billiger“, sagte der alte Mann bestimmt, hob dann langsam die Faust und drohte hinüber zum Venn, das ruhig und weltfern dalag. „Da waren se ihm aber bald auf den Fersen. Von der Baraque an waren sie als hinter ihm drein — die verdamte Cammisse!“ Ihrer drei, vier. Nu müßt Ihr wissen, dat de Michel laufen konnt wie nur einer. Wenn de seinen Pack hinter den Busch geschmissen hätt und hätt sich am laufen gehalten, den hätten se mein Lebtag nich gekriegt. Aber ne, dat wollt he nich, da hätt he sich doch für sich selber jeschämt. Um sich nu nicht zu verraten, wohin he eijentlich jing, rannt he statt nach rechts nach links ab durch 't Wallonische Venn, der Hill nach. Durch Elefah un Nectel**, so immer die Kreuz un die Quer, un kam nu so janz aus der Legend heraus, wo he Bescheid wußt wie in seiner Tasch. Ober dem Pannensterz waren se ihm dicht auf den Hacken. Un se waren hinter ihm am Schreien: „Steh!“

„Seht Ihr, Hähr, wär he nu in die Große Haard jelaufen un hätt sich da im Dickicht verborgen, so hätten se ihm ohne Hund nie jefunden. Aber nu war he verwirrt un rannt aus dem Busch eraus, blank über et Venn.

„Halt!“ — „Steh!“ — und zum dritten Mal: „Halt!“ Aber er sprung wie 'n Hirsch. Da drückt einer los un — Jesus Christus erbarme dich, jetzt und in der Stunde unsers Todes!“

* Grenzjäger.

** Walddistrikte im hohen Venn.

— der Gemeindevorsteher schlug andächtig ein Kreuz und wischte sich dann mit dem Handrücken unter der schnüffelnden Nase her — „de Schuß fuhr durch die Speckseite in den Buckel, hinten erein, vorn eraus. Da schlug de Solheid den Kuckeleboom*. En Schand war et: um en Speckseite, so 'ne staatse Kerl!

„He hat noch en starke Stund gelebt. He sagt noch, dat he de Solheid aus Longfahe wär und dat se sein Frau holen sollten.

„Ich war den Tag jrad am Heckenscheren, da kam einer jeraannt. Un ich macht mich auf mit der Lisa, die war damals im sechsten Monat met 'em Jean-Pierre. Aber als mir hinkamen, war et schon zu spät.

„Se hatten ihn liejen, nicht weit vom jroßen Kreuz. Se hatten ihn tragen wollen bis Ruitzhof in en Haus, aber he saat: „Laßt mich — hier will ich himmelen!*** Un hatt in de Sonn jefuert.

„Hähr, die stand am Himmel so jroß un rot de Tag — so jroß — wie se einst wird stehn am Tage des Gerichts! Hähr, he war janz in Schweiß un Blut — Stunden waren se mit ihm jejagt — aber an der Sonn hatt he noch sein Freud!

„Hähr, de Kerl, de ihn jeschossen hatt, de war janz drauß, de hielt ihn im Schoß un war am weinen. Hähr, ne“, — der Gemeindevorsteher schüttelte sich, und man merkte seiner Gebärde den Abscheu an — „ich möcht kein Cammis sein!“

Die Stimme des alten Mannes war tiefer und rauher geworden — es war das Zeichen seiner Anteilnahme — nun bekam sie wieder ihren früheren gleichmäßigen Klang: „Wenn et Euch paßt, Madame, wollen wir jetzt jehen!“

„Oh, das Kind, das arme Kind“, flüsterte Räte erschüttert.

„Glauben Sie denn, daß die Witwe sich von diesem Jüngsten trennen wird?“ fragte Schlieben, von einer plötzlichen Befürchtung erfaßt. Dieses nach dem Tode des Vaters geborene Kind — war es möglich?!

„Oh —!“ Der Alte wiegte den Kopf und schmunzelte. „Wenn Ihr wat Ordentliches dafür jebt! Sie hat 'er ja noch jenug!“

Jetzt war Niklas Rocherath wieder ganz Bauer; das war nicht derselbe Mann mehr, der von der Sonne des Venns und dem Tode des

* Burzelbaum.

** sterben.

Solheid gesprochen hatte. Nun galt es, so viel als möglich herauszuschlagen, einen Fremden, der noch dazu ein Städter war, ordentlich übers Ohr zu hauen!

„Hundert Taler wären nich übertrieben gefordert“, sagte er und blinzelte dabei von der Seite nach dem ernsten Gesicht des Herrn — mußte der ein Geld haben, der verzog ja nicht eine Miene!

Vom Viehhändel her war der alte Bauer seit Lebzeiten das Teilschen gewöhnt, nun blickte er, von scheuer Bewunderung für solch einen Reichtum erfüllt, auf den Fremden. Bereitwillig führte er nach der Hütte der Solheid. —

4

Die Hütte der Solheid lag, wie alle Häuser des Dorfes, ganz für sich allein hinter einer giebelhohen Hecke. Aber die Hecke, die da schützen sollte gegen die Stürme des Bennis und das wilde Schneetreiben, war nicht mehr dicht; man sah's, hier fehlte die sorgende Männerhand. Die Hainbuchen waren regellos in die Höhe geschossen; abgestorbene Zweige, die der Benvind peitschte, reckten sich wie flagende Finger in die Luft.

Hu, hier mußte es eisig kalt sein im Winter! Unwillkürlich zog Räte den weichen, seidengefütterten Tuchmantel fester um sich. Und doppelt dunkel mußte es hier sein in dunklen Tagen! Die winzigen Fensterchen waren durch die Schutzhölzer lichtlos gemacht, und tief hing das Dach über den Eingang. Ohne Stufen, gleich von der ebenen Erde ging's hinein.

Der Gemeindevorsteher rappelte am „Fad“ der, der einstmals grüngestrichenen, jetzt farblos gewordenen Haustür mit dem eisernen Klopfer. Der Klopfer dröhnte durchs Haus, aber die Tür gab dem Druck nicht nach. Ei, die Solheid war wohl in den Beeren und die Kinder mit ihr! Man hörte drinnen im verschloßenen Hüttenraum nur das hungrige Schreien des Jüngsten.

Das arme Kind — oh, sie hatte es wieder allein gelassen! Räte zitterte vor Erregung, wie Hilsferuf erlangt ihr das Geschrei.

Gelassen setzte sich der Gemeindevorsteher auf den Haufloß vor der Tür und zog seine Pfeife aus der Tasche des faltigen blauen Leinenkittels, den er, der Herrschaft zu Ehren, rasch über das Arbeitswams gezogen hatte. Jetzt hieß es warten.

Enttäuscht sah sich das Ehepaar an — war-

ten?! Räte hatte den Sitz ausgeschlagen, den ihr der Alte mit einer gewissen Galanterie auf dem Haufloß angeboten; sie hatte keine Ruhe, raschlos schritt sie vor dem Fensterchen auf und ab und mühete sich vergebens, durch die blinde Scheibe hineinzuspähen.

Zimmer ungebärdiger schrie drinnen das Kind. Der alte Röcherath lachte: das war mal ein Brüllen, der Jean-Pierre hatte 'ne kräftige Lunge'!

Räte konnte das Schreien nicht mehr mit anhören, es machte ihr körperliche und seelische Qual. Ach, wie es ihr in den Ohren gellte! Sie preßte die Hände dagegen. Und ihr Herz zitterte vor Mitleid und Empörung: wie konnte die Mutter so lange ausbleiben?!

Der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn; mit brennenden, ungeduldigen Augen starrte sie hinaus aufs Venn, auf den nackten, baumlosen, sich endlos hinschlängelnden Pfad. Da sah sie endlich Gestalten — endlich! — und doch blieb ihr auf einmal der Atem stehen, ihr Herz setzte den Schlag aus, um dann plötzlich, wie toll, ungestüm drauf loszuhämmern: da kam die Mutter!

Lisa Solheid trug eine Reisigwelle auf dem Rücken, um die Schultern mit einem Strick festgeschnürt. Die Last war so schwer, daß sie das Weib ganz vornüber drückte und ihm den Kopf tief duckte. Drei Kinder — die kleinen Füße in plumpen Nagelschuhen — trappeten vor der Mutter her, während ein vierter an ihrem Rock hing. Das hatte auch schon Preiselbeeren gesucht, seine Händchen waren rot gefärbt wie die Hände der größeren Geschwister, die Eimer, Maß und Kamm schleppten.

Hübsche Kinder, alle vier! Sie hatten dieselben dunklen Augen wie der kleine Jean-Pierre, mit denen starrten sie halb dreist, halb scheu die fremde Dame an, die ihnen zulächelte.

Die Solheid erkannte die Herrschaften nicht, die ihr gestern auf dem Venn eine Gabe gebracht hatten — oder tat sie nur so?

Der Strick, der die Welle zusammenhielt, hatte ihr tief in Schultern und Brust eingeschnitten, jetzt löste sie ihn und schleuderte mit kraftvollem Ruck die Bürde ab; und jetzt griff sie nach der Axt, die neben dem Haufloß lag, und begann, als sei niemand zugegen, mit mächtigen Hieben ein paar starke Äste zu zerkleinern.

„Heela, Lisa“, sagte der Gemeindevorsteher,

„wenn du jenug Holz jehauen hast, für die Grumbieren zu kochen, paß ens op!“

Sie sah flüchtig von ihrer Arbeit zu ihm auf. Die Fremden waren beide — ohne Verabsredung ein wenig auf die Seite gegangen: mochte es der Gemeindevorsteher ihr erst einmal sagen! Es war doch nicht so einfach, wie sie sich's gedacht hatten. Die war nicht leicht zugänglich!

Der Solheid verschlossenes Gesicht veränderte keinen Zug; stumm, mit zusammengepressten Lippen verrichtete sie ihre Arbeit weiter. Das Holz barst unter ihren kraftvollen Hieben, die Stücke flogen um sie herum. Ob sie überhaupt auf das hörte, was der Mann zu ihr sprach?!

Ja — die Beobachtenden wechselten einen raschen Blick — und jetzt antwortete sie auch! Lebhafter, als man es bei ihrer verdrossenen Art vermutet hätte.

Lisa Solheid hob den Arm und wies nach ihrer Hütte, darinnen der Kleine noch immer unerhört schrie. Rauh klang ihre Rede, in einem schier barbarischen Dialekt, man verstand nichts davon, nur ab und zu ein französisches Wort. Auch der Gemeindevorsteher sprach wallonisch. Sie wurden beide lebhaft, erhoben ihre Stimmen und redeten laut gegeneinander an; fast klang es wie Bank.

Sie schienen nicht einig zu werden! Räte lauschte in verhaltner Angst. Würde sie es geben? Würde er's von ihr losbekommen?!

Heimlich zupfte sie ihren Mann. „Biete mehr, gib ihr doch mehr, hundert Taler sind viel zu wenig!“ Und dem Bauer da mußte er auch etwas versprechen für seine Bemühung. Hundert, zweihundert, dreihundert, hundert mal hundert waren nicht zu viel! Ach, wie das arme Kindchen schrie! Es litt sie fast nicht mehr so tatenlos vor der Schwelle.

Die Geschwister des kleinen Jean-Pierre — ein schönes Mädchen mit wirren Haaren und drei jüngere Knaben — standen, den Finger im Mund, die schmutzigen Näschen ungewischt, und rührten sich nicht vom Fleck.

Da fuhr die Mutter sie an: „Heela“, und sie stoben davon, eines fast über das andre purzelnd. Aus der kleinen Höhlung unter der Schwelle scharrten sie den Schlüssel vor, und die Größte stieß ihn ins rostige Schloß und drehte ihn, auf den Zehen stehend, mit aller Kraft ihrer beiden Händchen um.

Die Solheid wandte sich nun gegen die Frem-

den; ihre hagere braune Rechte machte eine einladende Bewegung: „Entrez!“

Sie traten ein. Innen war's so niedrig, daß Schließen den Kopf bücken mußte, um ihn nicht wider die Balkendecke zu stoßen, und so dunkel, daß sie geraume Zeit brauchten, bis sie nur irgend etwas unterscheiden konnten. Ürmlicher konnte es nirgendwo sein — alles in allem ein einziger Raum. Der Herd war von rohen Steinen künstlos gemauert, darüber hing vom geschwärzten Balken an eiserner Kette der Kessel herab; offen stieg der Qualm der langsam schwelenden Torfslut hinauf in den rufzigen Rauchfang. Ein paar irdene Teller im Schlußbrett — buntblumig, aber rissig — ein paar verbeulte Zinngefäße, ein Melzemer, ein hölzerner Bottich, eine lange Bank hinterm Tisch, auf dem Tisch ein halber Laib Brot und ein Messer, wenige Kleider an Nägeln, in die Wand halb hineingebaut das Ehebett, darin jetzt wohl die Witwe mit den Kindern schlief, und davor die plumpen Holzstiege des kleinen Jean-Pierre — das war alles.

Wirklich alles? Von einem Frösteln im dämmerkalten, Kellerdumpfen Raum geschüttelt, sah sich Räte um. Oh, wie trostlos arm! Da war fein Schmuck, keine Zier! Doch, dort ein schreiend buntes Marienbildchen — ein roher Farbendruck auf dünnem Papier — ein Weihwasserfesselchen aus weißem Porzellan darunter — und dort, auf der andern Seite der Wand, dicht beim Fenster, so daß das wenige Licht darauf fiel, ein Soldatenbild. Unter Glas und Rahmen, in drei Abteilungen, dreimal derselbe Infanterist. Links: das Gewehr geschultert, auf Posten vor dem schwarzweißen Schilderhaus — rechts: marschbereit, Tornister und Kochgeschirr aufgeschnallt, Brotheutel und Feldflasche an der Seite, Gewehr bei Fuß — in der Mitte: in Paradermontur ein Gefreiter, die Hand grüßend an den Helm gelegt.

Ach, das sollte wohl der Mann sein, Michel Solheid als Soldat?! Einen scheuen Blick warf Räte auf das Bild — der da, der war ja erschossen worden beim Schmuggeln auf dem Venn! Wie schrecklich! Sie hörte wieder den Alten erzählen, sah den blutenden Mann im Heidekraut liegen, und das Grausen des Abenteuerlichen rüttelte sie. Ihr Blick glitt wieder und wieder hin zu dem Bilde, dem üblichen Soldatenbild, das in seiner stereotypen Nichtigkeit so gar nichts sagte, und von da zu der

Wiege des kleinen Jean-Pierre: ob der viel vom Vater hatte?!

Schlieben hatte gewartet, daß seine Frau das Wort nehmen sollte — sie würde ja am besten wissen, wie mit der andern zu reden sei — aber sie schwieg. Und der Gemeindevorsteher sagte auch nichts; nun er die Verhandlungen eingeleitet hatte, hielt er es für höflich, dem Herrn das Wort zu lassen. Und die Solheid sprach auch nicht. Sie scheuchte nur mit einer stummen Gebärde die Kinder, die sich mit Gier über das harte Brot auf dem Tisch hermachten wollten. Dann stand sie still bei der Wiege; ihre Rechte, die noch das Weil vom Holzspalten hielt, hing schlaff herunter am armseligen Rock. Finster war ihr Gesicht, unnahbar, und doch spiegelte sich ein Kampf darin.

Schlieben räusperte sich. Er hätte es lieber gehabt, wenn ein anderer für ihn die Sache erledigt hätte, aber da dieser andre nicht da war, der Gemeindevorsteher ihn nur erwartungsvoll anblickte, so sah er sich gezwungen, zu sprechen. Mit einer Freundlichkeit, die wie Herablassung erscheinen möchte und doch nur Verlegenheit war, sagte er: „Frau Solheid, der Gemeindevorsteher wird Ihnen gesagt haben, was uns zu Ihnen führt — verstehen Sie mich, gute Frau?“

Sie nickte.

„Wir haben die Absicht, Ihr jüngstes Kind an“ — er stockte, sie hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie verneinen — „an Kindes Statt anzunehmen, adopter! Sie verstehen!“

Sie antwortete nicht; aber er fuhr fort, so rasch, als habe sie ja gesagt: „Wir werden es halten, als wenn es unser eigenes wäre, es wird es gut haben, wie Sie es ihm natürlich nicht geben können, und wir —“

„Oh, und wir werden es so lieb haben!“ fiel Käte ihm ins Wort.

Das schwarze Weib drehte langsam den Kopf nach der Seite, wo die blonde Frau stand. Es war ein seltsamer Blick, der die Fremde maß, die jetzt näher zur Wiege herangekommen war. War's ein prüfender Blick, ein abwehrender, ein freundlicher oder unfreundlicher?!

Käte sah mit verlangenden Augen nach dem Kinde. Das weinte jetzt nicht mehr, es lächelte jetzt sogar, und jetzt — jetzt reckte es die Arme! Oh, es war schon so klug, es sah sie an, merkte bereits, daß sie ihm gut war! Es versuchte sich aufzurichten — ah, es wollte zu ihr, zu ihr!

Das Rot der Freude schoß ihr zu Kopf, schon streckte sie die Hände aus, das Kleine aufzunehmen, da schob sich wie eine Wand die Mutter vor die Wiege.

„Neni“*, sagte die Wallonin hart. Abwehrend hob sie die freie Linke. Und dann machte sie das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn des Kindes, und dann auch auf seine Brust.

Aber warum denn nicht, warum wollte sie es denn nun auf einmal nicht geben?! Käte zitterte vor Schreck. Flehend suchte ihr Blick den ihres Mannes: hilf du mir! Ich muß, ich muß das Kind haben!

Und Schlieben sagte jetzt, was er schon vorhin hatte sagen wollen, als seine Frau ihm ins Wort gefallen war: „Wir stellen die Zukunft Ihres Kindes sicher. Wissen Sie, was das heißt, gute Frau? Es wird nie Sorge ums tägliche Brot haben — nie hungern müssen! Nie arbeiten müssen, um sein Leben zu fristen — nur arbeiten aus Freude an der Arbeit! Verstehen Sie?“

Arbeiten — aus Freude an Arbeit?! Verständnislos schüttelte das Weib den Kopf. Aber dann fiel ihm ein: nie hungern! — und ein Licht glomm in seinem stumpfen Blick auf. Nie hungern — ei, das verstand die Witwe wohl, und doch schüttelte sie wieder verneinend den Kopf: „Neni!“

Sie zeigte auf sich und die andern Kinder und dann mit einer umfassenden Bewegung hinaus aufs große Venn: „Nos avans tortos faim!“** Sie zuckte die Achseln mit dem Gleichmut der Gewöhnung, und es schien sogar, als ob sie lächeln wollte; die Mundwinkel ihres verdrossenen Mundes hoben sich ein wenig, ihre sonst hergeschlossenen Lippen ließen die fräufigen, gesunden Zähne sehen.

Der Gemeindevorsteher mischte sich jetzt ein: „Lisa, wahrhaftiges Gotts, dat is doch kein Blässier, zu hungere! Sackerment, dat du so jecklig bist! De Jung, de kommt ja aus der Höll in der Himmel. Wat ich dir schon gesagt hab: die Herrschaften sin reich, sehr reich, un se sin jeck op dat Kind, — rasch, jib et ihnen, du has 'r ja noch vier!“

Noch vier! Sie nickte nachdenklich, aber dann warf sie den Kopf in den Nacken, und ein Blick — jetzt war er deutlich, es flackerte darin etwas wie Hass — schoß zu der andern hinüber, die

* Nein.

** Nous avons faim tous.

da stand so reich, so fein, mit Ringen an den Fingern, und nach der ihr Jean-Pierre guckte. „Neni!“ Sie sagte es noch einmal und noch abweisender und noch hartnäckiger denn zuvor.

Aber der Gemeindevorsteher war zäh, er kannte hier die Art. „Du wirs es dir überlejen“, sprach er überredend. „Un wenn ich dir sage, daß se dir reichlich jeben werden — nich wahr?“ wandte er sich fragend an Schlieben. „Habt Ihr nich jesagt, da es Euch nich ankummt op 'n Stück Geld bei so 'ner armen Frau?!”

„Nein, gewiß nicht“, versicherte Schlieben. Aber Räte war wieder voreilig: „Es kommt uns gar nicht darauf an — von Herzen gern, was sie verlangt — ach, das liebe Kind!“

„Dju n' vous nin“*, murkte die Solheid.

„Du wills nich?! Ä wat!“ Der alte Bauer lachte sie fast aus. „Du bis ja wie mein Mai-blum, wenn die nich stehn will un mit dem Hinterbein jegen der Melheimer haut! Stoß die Leut doch nit vor der Kopp! Wat haste dann, wenn se nu fortjehn un sin des fatt? Far nix! Dan haste 'r fünf, die 'Brot' schreien, un der Winter is für der Tür! Willste wieder so 'ne Winter zubringen wie der vorige? Is dir der Jean-Pierre da nich bald befrorre? Die vier andern sin schon jroßer, die bringste besser durch. Un du könnts dir en Kuh anschaffen — denk ens, en Kuh! Und du könnts dir en besser Dach op et Haus setzen lassen, wat der Regen un der Schnee nich durchläßt, un könnts auch Grumbieren jenug han. Sicher en jut Geschäft, Lisa!“

Räte wollte noch etwas hinzufügen — ah, was wollte sie der Frau nicht alles Gutes tun, wenn die ihr nur das Kind überließ! — aber ein Räuspern des Alten und ein heimliches Zuhören seiner Augen mahnten sie, stille zu sein. —

„Kubin m'è dinroz — ve?“** fragte jetzt plötzlich die Solheid.

Sie hatte lange unschlüssig gestanden, den Kopf gesenkt, und es war ganz still um sie gewesen. Die Fremden hatten sich nicht gerührt, der Gemeindevorsteher nicht; kein Wind pfiff im Rauchfang, kein Feuer knisterte. Auf allem lastete stumme Erwartung. Nun hob sie den Kopf, und ihr düsterer Blick glitt wie mustern durch die armselige Stube, hin zu dem kargen Brot auf dem Tisch und dann zu den hungrigen

Bier. Das fünfte sah sie nicht mehr an. Sie war erblaßt, das tiefe Sonnenbraun ihres Gesichtes war ganz fahlgrau geworden.

„Wat er dir jeben will? — Nu, wat wollt Ihr jeben?“ ermunterte der Bauer. „Ich rechne, Ihr werd't einsehen, dat zweihundert noch zu wenig sin! Die Solheid hängt sehr an dem Kind, et is nich leicht, wenn se 't herjeben tut!“ Er blinzelte von der Seite beobachtend nach Schlieben und rief, wie man auf einer Auktion zu rufen pflegt: „Zweihundert, zweihundertfünfzig, dreihundert! Wahrhaftiges Gotts, nich zu viel! De Jean-Pierre is eine staatse Jung — seht ens, die Fäust! Un die Braden!* Ene höllische Jung! Nich wahr, Madame“ — er sah das Verlangen in Rätes Augen — „dreihundert Taler sin e so viel wie nichts für den?“

Räte hatte Tränen in den Augen und war sehr blaß. Die Luft in der Hütte beengte sie, sie fühlte einen unendlichen Widerwillen — nur fort, rasch fort von hier! Aber nicht ohne das Kind! „Vierhundert — fünfhundert“ stieß sie hervor, und ihr Blick suchte flehend ihren Mann, wie: mach' ein Ende, rasch!

„Fünfhundert, gern!“ Schlieben zog seine Brieftasche hervor.

Der Bauer reckte den Hals, um besser sehen zu können, seine Blicke wurden ganz starr: das hatte er noch nicht erlebt, daß einer so bereitwillig zahlte! Auch die Kinder starnten mit großen Augen.

Die Solheid hatte einen flüchtigen Blick auf die Scheine geworfen, die der Herr neben das Brot auf den Tisch breitete; aber das begehrliche Licht, das in ihren Augen aufgeblitzt war, erlosch jäh wieder. „Neni“, sagte sie mürrisch.

„Biet ihr noch wat mehr — mehr!“ raunte der Alte.

Und Schlieben legte noch ein paar Scheine zu den übrigen auf den Tisch; seine Finger bebten leicht dabei, die ganze Sache war ihm so unfähig widerlich. Er dachte ja gar nicht daran, zu feilschen; was sie haben wollte, sollte sie haben, nur ein Ende gemacht!

Bei so viel Gleichmütigkeit hieß sich Nikolaus Röcherath nicht mehr — so viel bar Geld auf dem Tisch, und das Weibsbild konnte sich noch bedenken?! Er sprang auf sie zu und rüttelte sie an den Schultern: „Biste stabeljeck? Sechshundert Taler bar op den Tisch, un du nimmst se

* Je ne veux pas.

** Combien me donneriez-vous donc?

* Lenden.

nich?! Wer hierzuland kann sagen, dat he sechshundert Taler bar hat?! Dat is e Stück Teld, dat is en Teld!" Sein abgemergeltes Gesicht, das von Jahren der Arbeit und von einem Leben in Wind und Wetter unendlich hager geworden war, so scharf umriszen, wie aus hartem Holz geschnitten, vibrierte in jeder Faser. Es zuckte ihm in den Fingern: wie konnte sich da nur ein Mensch noch bedenken?!

Polternd entfiel das Holzbeil, das sie bis dahin noch immer festgehalten hatte, der Hand der Solheid. Ohne den Kopf zu heben, ohne nach dem Tisch hinzusehen und ohne nach der Wiege, sagte sie laut — aber es war kein Klang in der Stimme —: „Allons bon! Djhan-Pire est dà vosse!“*

Und sie wendete sich ab, ging schweren Trittes zum Herd und störte den schwelenden Torf auf.

Welch eine Gleichgültigkeit! Wahrhaftig, dieses Weib war nicht wert, eine Mutter zu sein! In Frau Rätes sanften Augen begann es zu funkeln. Auch Schlieben war empört: nein, hier brauchte man sich kein Gewissen daraus zu machen, das Kind fortzunehmen! Ein Ekel stieg ihm in die Kehle.

Die Solheid tat, als ginge sie nun alles nichts mehr an. Sie hantierte am Herd, während der Gemeindevorsteher, wiederholt den Daumen bedeckend, die Scheine zählte — jeden derselben von beiden Seiten besehend — und sie dann sorgfältig in das Kuvert steckte, das ihm der Herr überließ.

„Da, Lise, hafste se, leg se in de Handpostill!“

Mit einer heftigen Bewegung riß sie sie ihm aus der Hand, und ihren Oberrock hochhebend, versenkte sie sie in die Tasche eines armeligen zerlumpten Unterrocks. —

Nun war noch das Letzte zu erledigen. Wenn auch Schlieben sicher war, daß niemand hier mehr nach dem Kinde fragen würde, die Formalitäten mußten doch erledigt werden. Seinen Bleistift von der Halskette losnestein — denn wo sollte hier Tinte herkommen? — setzte er auf einem Blatt des Notizbuchs den Abtreungsschein der Mutter auf. Der Gemeindevorsteher als Zeuge unterschrieb. Nun setzte die Solheid noch ihre drei Kreuze darunter; sie hatte einmal schreiben gelernt, es aber wieder verlernt.

„So!“ Mit einem Seufzer der Erleichterung erhob sich Schlieben von der harten Bank, auf die er sich während des Schreibens gesetzt hatte. Gott sei Dank, nun war alles erledigt, nun brauchte ihm der Gemeindevorsteher nur noch Geburtsattest und Taufchein zu besorgen und zuzustellen! „Hier — dies ist meine Adresse! Und hier — dies für etwaige Auslagen!“ Er drückte dem Alten verstohlen ein paar Goldstücke in die Hand, und dieser schmunzelte, als er sie in seiner Hand fühlte.

Wie war's, nun würden sie ja wohl gleich den Knaben mitnehmen?

In Räte, die bis dahin regungslos dagestanden hatte, mit weitgeöffneten Augen die Mutter anstarrend, als könne sie nicht begreifen, was sie sah, kam jetzt Leben. Natürlich würden sie das Kind gleich mitnehmen, nicht eine Stunde länger ließ sie's mehr hier! Und sie nahm es hastig aus der Wiege, preßte es fühlend in ihre Arme und hüllte es in ihren warmen, weiten Mantel mit ein — es war ja nun ihr Kind, ihr so schwer erkämpftes, tausend Gefahren entrissenes, innig geliebtes, süßes kleines Kind!

Die Geschwister des kleinen Jean-Pierre standen stumm dabei mit großen Augen. Hatten sie's verstanden, daß ihr Bruder nun ging, auf immer ging? Nein, sie hatten es wohl nicht verstanden, sonst würden sie doch zeigen, wie leid es ihnen tat. Ihre großen Blicke galten nur dem Brot dort auf dem Tisch.

Schlieben fühlte lebhaftes Mitleid mit den Kleinen — die blieben nun hier in ihrem Elend, ihrem Hunger, ihrer Verkommenheit! Er stellte jedem der vier eine Gabe ins Händchen; keins der vier dankte, aber die kleinen Finger fühlten sich fest um das Geldgeschenk.

Auch die Solheid dankte nicht. Als die fremde Frau ihren Jean-Pierre aus der Wiege genommen — sie hatte das gesehen, ohne hinzublicken —, war sie zusammengezuckt. Jetzt aber stand sie regungslos bei der leeren Wiege, auf der Stelle, wo vorhin das Beil polternd ihrer Rechten entfallen war, und sah stumm zu, wie Jean-Pierre in den weichen Mantel gehüllt war. Sie hatte ihm nichts mitzugeben.

Schlieben hatte, trotz aller Gleichgültigkeit der Mutter, zu guter Letzt doch noch eine Szene befürchtet — es konnte ja nicht sein, daß sie so fühllos blieb, wenn man ihr Jüngstes davontrug! — aber die Solheid blieb ruhig. Unbeweglich stand sie, die Linke auf die Stelle ihres

* Eh bien! Jean-Pierre est à vous!

Rockes gedrückt, wo sie die Tasche fühlte. Dieses Geld in der Tasche da — Schlieben fühlte sich heftig erregt —, strafte das nicht alle Tradition von Mutterliebe Lügen?! Und doch — diese war ja so verkommen in der großen Armut, halb vertiert im harten Kampf ums tägliche Brot, daß ihr selbst die Empfindung für das Eigengeborene darin untergegangen war! Oh, welch andre Mutter würde Räte nun dem Kinde sein! Und zärtlich besorgt schob er seine Frau, die den Kleinen auf dem Arme trug, dem Ausgang zu.

Nur fort, hier war nicht gut sein!

Sie eilten. Aber auf der Schwelle wendete Räte noch einmal den Kopf. Einen Blick mußte

sie der doch noch schenken, der, die da hinten blieb, so starr und stumm. Wenn die ihr auch unbegreiflich war, ein Blick des Mitgefühls gehörte der doch noch!

Da — — — ein kurzer Schrei, aber laut, durchdringend, furchtbar in seiner erschütternden Knappheit. Ein einziger, aus Dual und Haß herausgepreßter unartikulierter Schrei.

Die Solheid hatte sich gebückt. Ihre Hand hatte das Holzbeil aufgerafft. Sie holte aus zum Wurf — blitzend flog die scharfe Schneide am Kopf der enteilenden Frau vorüber und blieb krachend im Türpfosten haften.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Grinnerungen aus der Argentinischen Provinz Catamarca.

Von Dr. Robert Beder, Buenos-Aires.

Die nachstehenden Reisebilder stammen aus der Feder eines unlängst infolge tüdlicher Krankheit jäh verstorbenen Zürcher Gelehrten, der den Schweizernamen in Süd-Amerika zu hohen Ehren gebracht hat. Robert Beder, 1885 in Zürich-Riesbach geboren, widmete sich nach dem Besuch der hiesigen Lehranstalten dem Studium der Geologie und trat 1912 das Amt eines Staatsgeologen im Agrikultur-Ministerium von Argentinien an. Nach zwölfjähriger erfolgreicher Tätigkeit wurde er zum Professor der Geologie und Mineralogie an der argentinischen Universität Córdoba ernannt. In beiden Stellungen erwarb er sich große Verdienste; zahlreiche wissenschaftliche Publikationen trugen seinen Namen in weite Kreise, und die argentinische Presse würdigte die Wirksamkeit des schweizerischen Forschers in sehr ehrenvollen Nachrufen. Trotz seiner außerordentlichen Erfolge blieb Beder eine bescheidene, gemütvolle und gewinnende Natur, der Schweiz und seinen heimatlichen Freunden in treuer Anhänglichkeit verbunden; ein Zeichen seiner Heimatliebe ist diese Schilderung, die er ausdrücklich für eine schweizerische Zeitschrift bestimmt hatte.

Es ist dunkel geworden, der Zug wird in wenigen Minuten in der Endstation Andalgalá einlaufen. Müde und staubbedeckt sitzen die Reisenden zwischen den aufgetürmten Gepäckstücken; die Gespräche sind verstummt, jeder denkt nur an die Seinen, die er bald begrüßen wird oder überlegt die Geschäfte, die er hier abzuwickeln gedenkt. Da hält der Zug. Im Scheine einiger Petroleum-Laternen entwickelt sich für ein paar Minuten ein reges Leben, alle Welt drängt sich um ein paar Fahrzeuge, die den Reisenden auf staubbedeckter Straße nach der fünf Kilometer weit entfernten und beträchtlich höher gelegenen Ortschaft Andalgalá bringen. Zwei Gasthäuser stehen dem Fremden zur Verfügung, nach dem Komfort frägt man nicht lange, da man ja doch nicht nach Andalgalá kommt, um das

üppige Stadtleben hier fortzusetzen. Ein Imbiß, und man geht zur Ruhe, um von der achtundvierzigstündigen Bahnfahrt von Buenos-Aires her sich durch einen wohlruhenden Schlaf zu erquicken.

Auf vier Monate war mein Arbeitsprogramm, die geologische Untersuchung der Gebirge zwischen dem Cerro del Aconquija im Osten und der Sierra de Gulampajá im Westen, verteilt, und da man hier nicht so ohne weiteres mit Rucksack und Bergstock losziehen kann, so mußten die ersten Tage meines Aufenthaltes für die Vorbereitungen verwendet werden, wobei ich eine Reihe von Leuten aufzusuchen gedachte, an die ich Empfehlungen brachte und die mir auch in der Folgezeit stets gerne mit Rat und Tat zur Seite standen. Es war im August, der sonnenklare kühle Wintermorgen war so recht dazu angelegt, die Gegend im günstigsten Lichte zu zeigen, um jenen ersten dauernden Eindruck zu erzeugen, von welchem das persönliche Urteil über eine Landschaft so oft abhängt.

Ich schlendere vorerst über die „Plaza“ mit ihren immergrünen Orangenbäumen und kehre bei Herrn M. ein, einem Kaufmann aus Dänemark, der, wie viele andere, sich im Laufe der Zeit in seiner neuen Heimat zu ansehnlichem Wohlstand emporgearbeitet hat. Aber trotzdem hat auch er zu jammern; die alten, guten Zeiten für Andalgalá seien verschwunden, da in den Kupfergruben von Capillitas ein reges Leben herrschte und lange Züge von beladenen Maultieren das Erz in die Schmelzöfen von Pilciao, Constancia und Pipanaco, südlich und südwest-